

Hundstage

Berlinale Der Wettbewerb um den Goldenen Bären wird überlagert von der Frage: Wer wird Nachfolger von Festival-Chef Dieter Kosslick?



Berlinale-Direktor Kosslick: „Jeder ist ersetzbar“

Nach dem Gottesdienst kam die Predigt. Dieter Kosslick, der Chef der Berliner Filmfestspiele, hielt einen Vortrag über das neunte Gebot aus dem Alten Testament, „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus“. Eigentlich, witzelte Kosslick damals, im April vergangenen Jahres, würde er ja lieber über ein anderes Gebot reden, „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau“. Wenn diesen Grundsatz immer alle befolgt hätten, sagte Kosslick, würde es allerdings viele Filme überhaupt nicht geben.

Aber auch gegen das neunte Gebot wird bisweilen verstoßen, wie Kosslick in der Zwischenzeit selbst erlebt hat. Es ist sein eigenes Haus, das von anderen begehrt wird: sein Job als Direktor der Berlinale.

„Jeder ist ersetzbar“, sagt Kosslick ein paar Tage vor dem Beginn des Festivals.

Besonders überzeugt klingt er dabei nicht. Kosslick ist länger im Amt als Angela Merkel, seit Frühjahr 2001. Im Mai wird er 70 Jahre alt, 2019 läuft sein Vertrag aus, vorher soll noch seine Autobiografie erscheinen. Die Suche nach einem Nachfolger – oder einer Nachfolgerin – hat begonnen, ein zähes Prozedere, begleitet von Intrigen und schrillen Tönen.

Noch ist Kosslick Herr im Haus, er darf die Gäste auf dem roten Teppich vor dem Berlinale-Palast am Potsdamer Platz begrüßen. Am Donnerstag beginnt das Festival, zum Auftakt läuft Wes Andersons Animationsfilm „Isle of Dogs“. Die gute Nachricht, für Kino- und Hundefreunde gleichermaßen: „Isle of Dogs“ ist nicht die Fortsetzung von „Nobody Wants the Night“, dem Eröffnungsfilm von 2015. Juliette Binoche spielte darin eine Polarfor-

scherin, die ihre Schlittenhunde verspeist. Hinterher war die Stimmung am Buffet etwas mau, Kosslick musste seinen ganzen Charme aufbieten.

Doch ein Berlinale-Direktor ist nicht nur Grüßaugust. Er ist Filmkurator, Fundraiser, Finanzminister, Chefdiplomat und Krisenmanager in einem. Er – oder sie – muss wissen, welcher Regisseur gerade einen guten Film fast fertig hat; welche Schauspielerin sich kürzlich von ihrem Mann getrennt hat (weshalb man die beiden bei einer Premiere nicht nebeneinander platzieren sollte); wie man einem Konzern aus China vermittelt, dass einem Sponsor nicht das halbe Festival gehört. Oder womit man einen Hollywood-Star mitten im Oscar-Trubel nach Berlin lockt: Willem Dafoe zum Beispiel bekommt in diesem Jahr den Goldenen Ehrenbären.

Die Berlinale ist das größte Kulturfestival Deutschlands und zugleich eine der weltweit wichtigsten Messen für den Handel mit Filmrechten. Nur ein kleiner Teil des Budgets, in diesem Jahr 7,7 Millionen von insgesamt 25 Millionen Euro, sind Subventionen, also Steuergelder. Der Rest stammt von Sponsoren und aus dem Kartenverkauf, eine halbe Million Besucher in elf Tagen, Fachleute wie normale Filmfans. „Das Wichtigste, was dieses Festival legitimiert“, sagt Kosslick, „ist, dem Publikum Lust aufs Kino zu machen.“ Daran gemessen, hat er in den bald 17 Jahren seiner Amtszeit fast alles richtig gemacht.

Das sehen jedoch nicht alle so. Ende November veröffentlichte SPIEGEL ONLINE eine Erklärung von 79 deutschen Regisseuren, darunter Maren Ade, Fatih Akin und Volker Schlöndorff. Sie forderten, „das Festival programmatisch zu erneuern und zu entschlacken“, um es „auf Augenhöhe mit Cannes und Venedig in die Zukunft zu führen“, den beiden anderen großen Festivals.

Klingt gut, aber ist das überhaupt sinnvoll?

In Wahrheit braucht eher Cannes eine Revolution. Seit Jahren laden dort die immer gleichen altherwürdigen Autorenfilmer ihre Werke ab, Überraschungen: fast keine, im Zweifel kommt Woody Allen. Perfekt ist Cannes vor allem darin, das Protokoll am Hof von Versailles in der Zeit des Absolutismus nachzustellen. Versnobte Wärter bestimmen, welcher Besucher welchen Saal durch welche Tür betreten darf. Das Volk muss in Cannes – und in Venedig – ganz draußen bleiben, praktisch keine Chance auf Tickets. Sollen die Leute doch Kuchen essen und zu Hause Serien gucken!

Ein Festival mit elitärem Dünkel, das passt nicht zu Berlin. Doch offenbar hatten nicht alle Unterzeichner der Erklärung begriffen, was die Initiatoren um den Filmmacher Christoph Hochhäusler damit be-

zweckten: eine Abrechnung mit Kosslick. Als Intrigant ist Hochhäusler talentierter denn als Regisseur.

Mittlerweile ist vielen Unterzeichnern die Erklärung peinlich, einige haben das Kosslick-Bashing öffentlich kritisiert, darunter Dominik Graf und Andreas Dresen. Dennoch ist das Klima vergiftet.

Das spürt auch Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU), die maßgeblich über die Kosslick-Nachfolge entscheidet. Mehr als ein Dutzend Gespräche habe sie

schon geführt, sagt Grütters, „es waren einige interessante Kandidaten dabei“.

Doch der Shitstorm, den fast jeder Bewerber erwarten muss, schreckt viele ab. Ein Nachfolger für Kosslick, der über alle Zweifel erhaben wäre, ist nicht in Sicht.

Um die Branche zu befrieden, lud Grütters Ende Januar einige Filmemacher und Fachleute ins Kanzleramt ein, „zum Gedankenaustausch“ über die Zukunft der Festivals. Soll es überhaupt bei einer Person an der Spitze der Berlinale bleiben?

Oder lieber eine Doppelspitze, aus einem künstlerischen und einem organisatorischen Leiter? Ganz neu ist diese Idee nicht, schon Grütters' Vorvorvorgänger Michael Naumann hatte solche Pläne, im Jahr 2000 – vor der Berufung Dieter Kosslicks.

Am Ende, sagt Grütters, war sich die Expertenrunde nur in einem Punkt einig: „dass man den nächsten Berlinale-Chef nicht über eine Stellenanzeige suchen kann“.

Bis Ende Juni soll eine Entscheidung fallen. Martin Wolf

Wasser ist wie die Liebe

Hollywood Der mexikanische Regisseur Guillermo del Toro wurde mit seinem Fantasyfilm „Shape of Water“ für 13 Oscars nominiert. Die berückend schöne Geschichte ist überraschend politisch.

Guillermo del Toro redet gern über Filme. Aber ins Schwärmen kommt er, wenn er davon erzählt, wie aufregend es ist, in die Kanalisation zu steigen und durch Abwässer zu waten. Schon als Junge kletterte er mit einer Taschenlampe hinab in die Dunkelheit, vor der die anderen Kinder Angst hatten.

Wenn der Regisseur heute nach Paris kommt, nach Prag oder Wien, führt sein Weg noch immer in die Gedärme der Metropolen. „Andere Menschen schauen sich Kirchen an“, sagt der Mexikaner und lacht. „Ich interessiere mich für die Abwasserkanäle.“ Unser Dreck ist ein Nährboden seiner Fantasie.

„Die Vorstellung, dass sich unter uns eine eigene Welt auftun kann, in der fremdartige, geheimnisvolle, wunderbare Wesen leben, ist eine Metapher für unsere Gesellschaft“, sagt er. „Es gibt oben und unten. Es gibt Reiche und Arme, Mächtige und Machtlose. Ich fühle mich mehr zu denen hingezogen, die ganz unten sind.“

Del Toros Fantasy-Märchen „Shape of Water – Das Flüstern des Wassers“, das nun in die deutschen Kinos kommt, ist in diesem Jahr für 13 Oscars nominiert und gilt als Favorit bei der Verleihung, die am 4. März im Dolby Theatre von Los Angeles stattfinden wird.

Im September vergangenen Jahres gewann del Toro mit seinem Film bei den Festspielen von Venedig den Goldenen Löwen. Als er den Preis in Empfang nahm, sagte er: „Ich bin 52, wiege 300 Pfund und habe zehn Filme gemacht.“

In „Shape of Water“ erzählt er von der stummen Putzfrau Elisa (Sally Hawkins), die in den frühen Sechzigerjahren in einem unterirdischen Hochsicherheitslabor

der US-Regierung arbeitet. Mit ihrer afro-amerikanischen Kollegin Zelda (Octavia Spencer) wischt sie das Blut auf, das Forscher und Militärs dort vergießen. Die Männer halten ein echsenartiges Wesen gefangen, das am Amazonas gefunden wurde. Sie ketten es an, untersuchen es, quälen es mit Elektroschocks. Heimlich füttert Elisa dieses Wesen, spielt ihm Musik vor und gewinnt sein Vertrauen. Wortlos entwickeln die beiden eine gemeinsame Sprache und verlieben sich ineinander.

Putzfrauen oder Zimmermädchen seien großartige Figuren, sagt del Toro mit dröhnender Stimme. „Sie sind die Spione des Alltags. Kaum etwas entgeht ihnen. Reiche

Menschen dünken sich gern erhaben über ihr Personal. Mexikaner, die in den USA leben, bekommen das oft zu spüren. Wer den Dreck wegmacht, wird oft selbst wie Dreck behandelt.“

Armes Mexiko. So fern von Gott und so nah an den USA. Del Toros Filme sind geprägt von dem Gefühl, von oben herab behandelt zu werden. Nur geduldet zu sein. Ein Fremder zu sein.

Del Toro kam 1964 in Guadalajara zur Welt, im Westen Mexikos. Schon mit acht Jahren hielt er eine Super-8-Kamera in den Händen. Er studierte Film, gründete eine Firma für Spezialeffekte und nannte sie Necropia. Als Regisseur drehte er Kurzfilme, Episoden für eine mexikanische TV-Serie und 1997 seine erste Hollywoodproduktion, den Horrorfilm „Mimic“.

Tod und Gewalt waren für den Regisseur schon früh Alltag. Als Kind erlebte er mit, wie Menschen auf der Straße erschossen wurden. Mehrfach hielt ihm jemand eine Waffe an den Kopf. 1998 wurde sein Vater entführt. Del Toros Familie brachte das Lösegeld auf, nach 72 Tagen



Darstellerin Hawkins: „Märchen helfen uns Erwachsenen, die Welt mit anderen Augen zu sehen“